Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 6 (1963)

Heft: 1

Artikel: Können sie lesen? : Drei deutsche Gedichte

Autor: Brock-Sulzer, Elisabeth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-387972

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sten Teil gerahmt zeigen will und das Gros in Mappen und Schachteln verwahrt. Hierzu bot sich mir in zwei leerstehenden großen Sälen unserer stillgelegten Stoffdruckerei Gelegenheit, wo früher die Handdrucker ihre «Mödeli» auf den Stoff preßten und das Dröhnen ihrer kleinen Hämmer bis auf die Straße tönte. Jetzt hangen dort still die vielen «Kleinmeister», welche zusammen mit den gefüllten Schachteln die Sammlung bilden.

Es ist immer noch merkwürdig wenig bekannt, daß einige Jahrzehnte lang die Kleinmeister und Graveure unseres Landes in der ganzen Kulturwelt führend gewesen sind, ja daß sie ähnlich der Uhrenindustrie qualitativ unübertroffen waren. Es betrifft dies die Periode von ungefähr 1760–1830; neben ihnen konnte sich damals nur noch Frankreich mit seinen Hofkünstlern, seinen Mehrfarbendrucken und England mit seinen Sportblättern und politischen Karikaturstichen sehen lassen. Als der Fremdenverkehr nach 1815 ständig zunahm, entwickelte sich eine eigentliche Industrie zur Darstellung unserer Naturschönheiten, Kurorte und Volkstrachten, so daß leistungsfähige Ateliers wie diejenigen von Bleuler, Trachsler, Mechel, Orell-Füßli usw. entstanden, die oft Dutzende von Koloristen beschäftigten. Auch F. N. König, G. Wocher, die Lory und andere stellten sich mit ihren Ausstellungen und Panoramen in den Dienst dieses Verkaufes. Oft benutzten die Stecher die Originalzeichnungen und Originalaquarelle, auch Ölbilder, der oben erwähnten und anderer Maler; aber sehr oft heißt es auch «delin. et sculpsit» (gezeichnet und gestochen) vom gleichen Künstler. So schufen Aberli, Lory, Rieter, Aschmann, Troll, Wetzel und viele andere herrliche Originale und fertigten darnach selbst Stiche an (oft noch «colorié par l'auteur»); so ebenfalls F. N. König, der zudem mit den ersten schweizerischen Lithographien begann. Erst die Photographie hat diesem gefälligen, sicher auch beglückenden Metier den Todesstoß versetzt.

Freuen wir uns aber, daß noch viele dieser kleinen Kunstwerke in der Schweiz erhalten geblieben sind. Ich kann nur schließen mit dem Wunsche, das eine oder andere Mitglied der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft möge einige Tage im Glarnerland verweilen, um das hier Vorhandene zu genießen.

KÖNNEN SIE LESEN?

Elisabeth Brock-Sulzer über drei deutsche Gedichte

Eines der Gedichte, die mir zugleich erschütternde Erfüllung und gespannte Beunruhigung geben, ist *Goethes* Harfnerlied «Wer nie sein Brot mit Tränen aß».

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen
Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Der Harfner wiederholt die zwei Strophen «teils singend, teils rezitierend», was mich immer erstaunt, da mir dieses Gedicht mehr als die meisten ganz auf das Sagen ausgerichtet scheint. Seine Schmucklosigkeit,

seine Absichtslosigkeit sind unübertrefflich. Keine inhaltliche Zwiesprache unter den Reimen, fast unsichtbare Stabreime und Assonanzen – darf man solche sehen in «Brot» und «Bett», in «Tränen» und «Nächten»? –, ein scheinbar unbekümmertes Mischen der Lautfarben. Streng gefaßte Gleichmäßigkeit im Rhythmus der beiden ersten Verse, dann ein dritter, der seinen Ton mehr auf die zweite Hälfte sammelt, und endlich im vierten das zart bebende «ihr himmlischen Mächte», dessen Dreitakt Goethe für das regelmäßige «ihr Himmelsmächte» später eingesetzt hat – einziger rhythmischer Ausbruch im ganzen Gedicht. Nicht nur diese Schmucklosigkeit macht aber dieses Gedicht so rätselhaft in seiner Wirkung, sie ist ja nur der Ausdruck eines anderen Geheimnisses. Es ist ein Gedicht nicht zwischen Anrufendem und Angerufenem – es lebt aus der Dreizahl (und daß es doch aus nur zwei Strophen besteht, ist ein weiterer Zug der Verhüllung). Dreizahl: der Sprecher, die himmlischen Mächte und daneben, sichtbar, aber namenlos, jener «Wer», gesichtslos und verneint, aber mit den wirklichsten Gebärden, er, der essende, weinende, in der Kammer, ohne Schlaf, er, den mit dem Sprecher zu vereinerleien dieser Sprecher mit allen Mitteln verbietet – weil er die Wahrheit lieber leugnet als schamlos preisgibt? In der zweiten Strophe scheint sich mit dem «uns» eine Lösung in die Zweizahl der Zwiesprache anzubahnen, aber gleich wird das «wir» wieder zu dem «Armen»; dem Singular entspricht die objektive dritte Person; abgewendet, ausgeschlossen, schattenhaft verdunkelt, steht er wieder da, jener, um den das Gedicht eigentlich geht. Und Lösung ist es nicht, nur harte Bestätigung, wenn gleich darauf und unvermittelt der objektive Spruch ein Ende setzt und seinen folgernden Charakter klar unterstreicht.

Ist das noch ein schönes Gedicht? Ist der Begriff des Schönen hier nicht zu klein? Aber ist diese Reizlosigkeit, dieses Herausfordern des prosaischen Ausdrucks, dieses dicht über ihm Schweben und ihm nie Verfallen, dieses Verschweigen im klaren Sprechen nicht ein höchstes Gelingen in der Dichtung? Daß der Dichter des «Ganymed» das Wissen um die himmlischen Mächte hier so abgezogen, so unselig menschlich vereinzelt aussagt, daß der Dichter des «Herbstgefühls», dem «der ewig belebenden Liebe / Vollschwellende Tränen» im Bilde von «Zwillingsbeeren» erschienen waren, diese Tränen hier in fast proletarischer Heillosigkeit vergossen zum Weg der Erkenntnis werden läßt, das macht das Gelingen noch größer. Es erklingt hier mitten im Klassischen jener Ton, wie ihn die Brüder Le Nain mitten in der so höfischen französischen Klassik angeschlagen haben und der in solcher Umgebung nur um so erschütternder seine Einsamkeit aussagt.

*

Ich frage mich, ob nicht jedes Gedicht, das ich liebe, seinen verborgenen Partner hat, sein unbedachtes, aber mitgespürtes Widerspiel. Neben dem Harfnerlied der «Ganymed», das «Herbstgefühl» – und hätte ich von diesen beiden gesprochen, so hätte auf dem Grunde «Wer nie sein Brot mit Tränen aß» mitgeklungen. Vielleicht folge ich demselben Gesetz der verborgenen Zwiesprache, wenn ich von *Mörike* nicht «An eine Äolsharfe», nicht «Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel», sondern das «Jägerlied» nenne.

Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee,
Wenn er wandelt auf des Berges Höh:
Zierlicher schreibt Liebchens liebe Hand,
Schreibt ein Brieflein mir in ferne Land.

In die Lüfte hoch ein Reiher steigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fleugt:
Tausendmal so hoch und so geschwind
Die Gedanken treuer Liebe sind.

Das Gedicht der Zahl, des Komparativs statt denen des windhaft schweifenden Gefühls. Die Zahl, der wetteifernde Vergleich: Requisit des Volkslieds. «Zierlich», «zierlicher»; «hoch», «tausendmal so hoch und

so geschwind». So streiten Kinder. Sie lieben die Zahl, setzen sie als magisches Ornament ins Gestaltlose. Wie umschrieben beginnt das: mit hellen, schneeigen i-Klängen, ein «Tritt», noch kein Schritt, eine bloße Spur, dann ein «Wandeln», «auf des Berges Höh», nichts von Flug, nur hoch ruhende Erde – dem «Brieflein» allein wird das Fliegen erlaubt. Weiter spielen die i-Klänge, umschnörkelt von Verkleinerungsformen, und die Ferne ist traulich, ist das volksliedhafte, altbekannte «ferne Land». Die zweite Strophe durchbricht das Ruhen der ersten. «In die Lüfte hoch» strebt sie, der i-Ton rundet sich zum ei-Klang: nicht *der* Reiher, «*ein* Reiher». Dann wird der Ton satt und voll: «Tausendmal so hoch und so geschwind / Die Gedanken treuer Liebe sind», dessen letzte Silben aber zurückfinden zur Helligkeit des Anfangs. Die Figur des Schritts – und was ist der Wechsel von «zierlich» zu «zierlicher» anderes als ein Schritt, was anderes der Wechsel von «Tritt» zu «wandeln»? – macht die erste Strophe aus. Die Figur des Fliegens – und was ist das «tausendmal so hoch und so geschwind» anderes als ein Fliegen, ein Überfliegen der Zahl mittels der Zahl? – macht die zweite Strophe aus. Der «Vogel» des ersten Verses, der klanglich so allein stand, wird aufgenommen in der zweiten Strophe, er ist es gleichsam, der auffliegt, «ein Reiher», aber neben «hoch», an der selben Versstelle wie der o-Klang des ersten Verses. Denke ich an dieses Gedicht, so meist nur an seinen ersten Vers – und wie oft ergeht es einem so mit Gedichten! Daß dieser erste Vers das Gedicht im Keim ganz enthält, ist sein Wunder. Man sagt ihn sich mit ähnlichen Gefühlen, wie man wohl eine schöne Blütenzwiebel betrachtet. Mit der selben Ehrfurcht vor dem klar und doch geheimnisvoll Eingefalteten. «Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel», «Angelehnt an die Efeuwand / Dieser alten Terrasse», das sind frei schweifende Gedichte, Vögel. Im «Jägerlied» ist der Flug zurückgehalten, nur ein Schriftzeichen der Natur zuerst, zurückgehalten durch das magische Spiel mit der Zahl, zurückgehalten durch die volksliedhafte Formel, die archaisierenden Wörter. Der Vogel wandelt – man meint ihn zu greifen – und man hat ein Gedicht.

Und nun das dritte Gedicht. Die schlimmste Qual dieser Wahl. Ich habe ja auch nie begriffen, wie im Märchen einer den Mut hatte, den dritten der drei gewährten Wünsche zu tun. Wieviele drängen sich herbei: Eichendorff, dem noch das «ewge Morgenrot den stillen Wald *durchfunkelt*», Eichendorff fast auf jeder Seite, da ich ihn aufschlage, *Hölderlin* – seine «Eichbäume» wollte ich eigentlich zuerst hinsetzen oder jene Strophe aus dem «Kirchhof»:

Wie still ists nicht an jener grauen Mauer,
Wo drüber her ein Baum mit Früchten hängt;
Mit schwarzen tauigen, und Laub voll Trauer
Die Früchte aber sind sehr schön gedrängt.

Und Zeitgenossen: Kraus, ihn den unlyrisch Gescholtenen, Verkannten, Rychner, dem als Lyriker ein Ähnliches widerfährt, Albin Zollinger, Trakl. Warum nicht solche Dichter unserer Zeit? Vielleicht weil das lyrische Gedicht der Muttersprache sich in uns einwurzelt zugleich mit der Zeit, in uns wächst und an unserem Leben sich anreichert, ohne es zu verzehren. Es vollzieht sich zwischen ihm und uns das Wunder der alten Freundschaft, die selbsttätig sich vertieft. Wer das Glück hatte, früh richtig an das Gedicht herangeführt zu werden – von den Eltern, den Lehrern, und ich hatte es – dem ist das früh Erlebte das Stärkste. Eichendorff also, Mörike, oder jener Kinderreim:

Roti Rösli im Garte,
Maierisli im Wald,
Wänn de Wind chunt go blase,
So stärbed sie bald.

«Ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein? / Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.»

Entnommen der Anthologie geliebter deutscher Verse «Trunken von Gedichten», Verlag der Arche, Zürich 1953.